Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 21

Artikel: Die Frucht der Erziehung [Fortsetzung]

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636699

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 21 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 20. Mai

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Zwei Gedichte von Rosa Weibel.

Frühlingsabend.

Nachdr. verboten.

Ein zarter Duft von Blütenschnee und Flieder,
Ein Vogellaut, dann alles still und stumm.
So süß und schwer durchströmt es meine Glieder,
Ich möchte weinen und weiß nicht warum.

Es stirbt wohl nie das ewig junge Sehnen,
Das wie ein heilger Quell die Seele tränkt,
Laß meine Stirn an deine Schulter lehnen
Und laß mich fühlen, was dein Herze denkt.

Schon zünden Kerzen vom Kastanienbaume,
Wie gütig leuchtet uns solch Blumenlicht!
Und wie am abendstillen Himmelsraume
Das große dunkle Schweigen göttlich spricht!

Du, sag . . .

Nachdr. verboten.

Du, sag, wie müßte das sein?
Wir beide im goldroten Abendschein,
Traumverloren und Hand in Hand,
Ein Glockenton, verschattetes Land,
Kirschblütenregen, Tau in den Bäumen,
Purpurne Wolken an Himmelssäumen.

Du, sag, wie müßte das sein?
Wir beide im goldroten Abendschein,
Ein letzter Ruf durch den müden Tag.
Nicht lauter als Vogelflügelschlag,
Verblassende Glut, verklingendes Hämmern,
Sanftes, sachtes Hinüberdämmern.

Du, sag, wie müßte das sein?
Wir beide im goldroten Abendschein,
Umschleierte Berge, verlorener Rauch,
Flüsternde Aehren im Abendhauch,
In fernen Fenstern ein flackerndes Brennen,
Und goldene Lichter, die wir nicht kennen.
Du, sag, wie müßte das sein?

Die Frucht der Erziehung.

Erzählung aus dem Kleinstadtleben von Ruth Waldstetter.

2.

Wenn Lisbeth so verträumt dasaß, so glich sie einem Bilde, das im Wohnzimmer hing und das die Mutter des Bürgermeisters darstellte, eine Ausländerin, die an Melancholie gelitten hatte und in diesem Zustand gestorben war. Frau Altmann, die das Bild nicht gerne mochte, bemerkte die Aehnlichkeit eines Tages, und nun ermunterte sie Lisbeth, wenn sie sie einmal nicht bei der Arbeit traf: „Mädchen, Mädchen, frisch, rege die Glieder, es gibt genug zu tun; nur nicht so in die Welt hineinstaunen!“ Frau Altmann selber war die tätigste Frau in Grafeneck. Sie hatte ihr Leben lang zwei Dinge getan: ihrem Mann in allem gehorcht und das große Hauswesen, das ihr die fremdländische Schwiegermutter etwas verlottert hinterlassen hatte, zu einem Musterhaushalt gemacht und als solchen geführt. Die Vorbildlichkeit ihres Hauswesens hätte sie gerne auf ihre ganze Lebensumstände ausgedehnt. Erwins körperliche Kümmerlichkeit und Christians Widerstände waren die trüben Punkte im Bilde ihres Wirkungskreises. Der

Bürgermeister bekräftigte ihr Streben nach einem tadellosen und gleichmäßigen Lebenswandel und setzte ihm seine Energie zu, den harten Willen, mit dem er jahrzehntelang durch Fleiß und unerbittliche Selbstzucht an der völligen Herstellung des Familienansehens gearbeitet hatte.

Lisbeth konnte sich an jene Zeit nicht mehr erinnern. Sie kannte den Vater nur in seiner auch in der Familie gesteigerten Autorität als Bürgermeister. Sie wußte auch, was sie sich selber als Bürgermeisterstochter schuldete, und dies Bewußtsein war, ohne daß sie vielleicht je darüber nachgedacht hatte, so in ihr Wesen übergegangen, daß es ihre Haltung auf der Straße, in der Kirche, in Gesellschaft, aber auch zu Hause in ihrem eigenen Zimmerchen bestimmte. Es bildete eine unsichtbare Mauer um sie.

Mochte es hieran liegen, daß die schöne Lisbeth bis zu ihrem vierundzwanzigsten Jahr als lediges Fräulein zu Hause blieb und unter Aufsicht der Mutter das häusliche Tagewerk verrichtete? Und doch hatte sie Jahr für Jahr beim Sommerfest auf der Bastei unterm Sternenhimmel getanzt mit Hoch und Niedrig, wie es die alte Grafenecker Sitte wollte, der sich der Bürgermeister mit seiner Familie nicht entziehen durfte; doch hatte sie schon als Mädchen mit hängenden Zöpfen und Flatterröcken ihren Tanzstundenwinter gehabt; doch war sie die schönste Brautjungfer an der Hochzeit ihrer Freundin Eva gewesen. Und sie hatte dies alles mit ihrem warmen Gefühl in Vorfreude, Genuß und Erinnerung durchlebt und es bildete für sie den Stoff ihrer Träume, so wie Rittersagen und wundersame Meerfahrten die Phantasie des buckligen Bürgermeisterleins erfüllten.

* * *

Es war in Lisbeths letztem Schulwinter, als die besseren Familien von Grafeneck ein Tanzkränzchen für ihre Jugend einrichteten. Im Haus zur „Blume", in Architekt Altmanns kleinem Ahnensaal versuchten die Jünglinge und Mädchen ihre ersten gesellschaftlichen Künste.

Unter den Altmannschen Ahnen, die aus reichen Goldrahmen heruntersahen, die Herren mit Spitzenjabots und weißen Perrücken, die Damen mit weitem Ausschnitt, mit Brokatgewändern und gepudertem Haar, unter den Blicken dieser altertümlichen Gesellschaft saßen die jungen Damen und Herren von Grafeneck, die Jünglinge an der einen, die Mädchen an der andern Seite des Saales. Sie saßen auf unbequemen, hochlehnigen alten Stühlen, vor einer goldbraunen seidenen Tapete und unter den Blumengewinden der Deckenstukkatur, die in den vier Zimmerecken von weißen Amoretten gehalten wurden. Durch breite Fenster sah man spitzgiebelige Dächer in der Abendsonne glänzen. An der schmalen Seitenwand saß Frau Altmann oder eine andere der Mütter, um über die Jugend zu wachen. Sie nickte den Ungelenken ermunternd zu und lächelte über kleine Mißgeschicke, während die schrille Stimme der Tanzlehrerin Anweisungen erteilte und sich einzelne Paare linkisch und eifrig um ihre Achse drehten.

Die Mädchen kamen und gingen eine Viertelstunde vor den Herren; so wurden gemeinsame Wege vermieden. Aber es bedurfte nicht des stillen Nachhauseweges, um sich ein sinnreiches Wort zu sagen, eine bedeutungsvolle Aufmerksamkeit zu erweisen. Wenn Lisbeth später an jene Zeit zurückdachte, so schien sie ihr köstlich in ihrem Reiz der verheißungsvollen Vorahnungen, als die Gefühle nur wie geträumt schienen und noch losgelöst waren von den Wünschen und Plänen für das Leben.

Lisbeth war eine bevorzugte Tänzerin; aber sie machte sich nicht viel aus den jungen Grafenecker Schwerenötern. Sie fand ihre Komplimente aufdringlich und lachte laut heraus, wenn sie ihr zu täppisch waren. Nur einer hatte sich durch Zurückhaltung hervorgetan und sie nur mit stummen Blicken gegrüßt. Das war der Apothekerssohn aus dem „Widder", Alfred Eberlin. Er mußte unter den andern jungen Leuten bald auffallen; denn er hatte nicht das unfertige, stoppelbärtige Gesicht, die ungelenke Jünglingsgestalt und die Gebärden ungebändigter Kraft wie seine Altersgenossen. Er war eine fertige, ebenmäßige, wenn auch schmächtige Gestalt, und aus seinem schmalen Gesicht mit der mädchenhaft schönen Haut schauten die Augen nachdenklich und fast scheu in die Welt.

Er hatte Lisbeth nie zum Tanzen aufgefordert, und als sie endlich durch Zufall zusammenkamen, wußte er nichts zu sprechen und hielt sie so lose im Arm, daß sie einander fast verloren. Seine Schüchternheit aber machte Lisbeth mutig, und sie fing an: „Wir kennen uns noch gar nicht."

„Ein wenig," sagte Eberlin und lächelte vor sich hin.

„Warum eigentlich?" fragte sie lustig weiter.

Da wurde er rot und sagte leise: „Sie sind etwas größer als ich."

Nun lachte Lisbeth: „Und Sie dachten deshalb —? Ich habe es gar nicht bemerkt, weil Sie so schlank sind."

„Sie sind sehr groß für eine Frau," sagte Eberlin, und es lag eine tiefe Bewunderung in seinem Ton. Lisbeth fühlte sich mit einem Male sehr glücklich und sicher. Sie plauderte nun fröhlich weiter; aber ihr Tänzer blieb bei seinem ehrfürchtigen Ton. Sie ahnte nicht, was für ihn diese Minuten bedeuteten und wie er sie in der nächsten Nacht immer wieder durchlebte mit Entzücken und Entsetzen über sein eigenes Gefühl.

Nun war der Anfang gemacht und sie tanzten in jeder Stunde ein paarmal miteinander. Lisbeth bemutterte den scheuen Eberlin ein wenig. Sie hatte mit ihrer Freundin Eva herausgebracht, warum der Apothekerssohn schüchterner war als die andern. Er war mutterlos und ohne Geschwister aufgewachsen. Früher hatte eine Tante dem Apotheker das Hauswesen geführt; dann waren Haushälterinnen eingezogen, „dicke Weiber mit roten Händen, die eigentlich nichts anderes waren als Köchinnen", wie Eva sagte. Da hatte der kleine Alfred wohl kein gutes Leben gehabt. Der Apotheker war ein untersetzter, roter, jähzorniger Herr, den man in der Apotheke herumpoltern und mit seinen Gehilfen zürnen hörte. Das waren auch keine guten Bedingungen für das Leben des Sohnes. Lisbeths Neigung für Eberlin war deshalb mit einem stillen Mitleid vermischt und das machte sie wärmer und zutraulicher im Verkehr mit dem hübschen, scheuen Menschen.

Die beiden sprachen meist von sehr vernünftigen, naheliegenden Dingen, von der Schule oder von Büchern, die Eberlin las. Und Lisbeth erfuhr zum ersten Male, daß man neben dem alltäglichen Leben noch ein zweites führen könne, ein höheres, glücklicheres, wunschloses Leben in den

Gedanken. Nun fing sie auch an zu lesen; aber sie merkte bald, daß die Bücher, die man ihr zu Hause gab, nicht die richtigen waren und daß sie es auch nicht verstand, so zu lesen wie Eberlin. Und sie sagte zu ihm: „Meine Bücher sind alle spannend oder dumm; entweder legt man sie gleich wieder weg oder man bekommt einen roten Kopf davon."

An diese Aeußerung erinnerte sie Eberlin, als er in der letzten Tanzstunde, der verlängerten, die eigentlich ein kleiner Ball war, mit ihr in einer Fensternische stand und nun aus seiner Rocktasche mit hastigen Fingern ein dünnes Büchlein zog, es Lisbeth in die Hand preßte und sagte: „Bitte, behalten Sie's! Es ist weder dumm noch spannend, wie Sie von Ihren Büchern sagten." Lisbeth war sehr verlegen; aber da sie nicht wußte, wie sie eine Ablehnung einleiten sollte, behielt sie das Büchlein in der Hand und bedankte sich.

Jean Léonard Lugardon, 1841: Arnold von Melchtal. (Museum in Genf.)
Aus der Reihe der großen Genfer Maler, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das schweizerische Kunstleben hervorragend befruchteten, ragt der Historienmaler Jean Léonard Lugardon (1801—1884) ganz besonders hervor. Zahlreiche Bilder von ihm („Die Befreiung Bonnivards aus dem Schloß Chillon", „Tell rettet Baumgarten", „Der Schwur auf dem Rütli") sind durch Reproduktionen populär geworden. Aus dem Tell-Sagenkreise, den er liebte, stammt auch der Vorwurf zu obigem Bilde. Es erzählt mit dramatischer Lebendigkeit die Melchtalsage, aus der es den fruchtbarsten Moment darstellt. Schillers Text mag dem Maler vorgeschwebt haben: „In die Seele schnitt mir's, als der freche Bube die Ochsen, das schönste Paar mir von dem Pfluge spannte. Dumpf brüllten sie, als hätten sie Gefühl der Ungebühr und stießen mit den Hörnern . . . . und, meiner selbst nicht Herr, schlug ich den Boten."

Als sie es zu Hause aus der Manteltasche zog, sah sie, daß auf dem einfachen braunen Einband in goldenen Buchstaben stand: „Joseph Freiherr von Eichendorff. Aus dem Leben eines Taugenichts." Und auf der ersten Seite las sie in Eberlins Schrift: Fräulein Lisbeth Altmann von A. E. 27. März 1896.

Daß Lisbeth dieses Büchlein niemandem zeigte und es in ihrer Kassette verschloß, war die erste Heimlichkeit, die sie in ihrem Leben beging. Wochenlang plagte sie sich mit dem Entschluß, das kleine Geschenk der Mutter vorzuweisen; aber sie brachte es nicht übers Herz. Es war ihr, als könnten der Blick und die Worte der Mutter dem Büchlein wehtun und sie bekam es doch von Tag zu Tag lieber, als sie nun den Geber nicht mehr sah und ihre Unterhaltungen mit ihm zu entbehren anfing. Sie hatte das Buch in den stillen halben Stunden nach dem Mittagessen, der einzigen Zeit, über die sie frei verfügen durfte, gelesen; und der liebenswerte, fröhliche und träumerische „Taugenichts" vereinigte sich in ihren Gedanken mit der Erinnerung an Eberlin. Sie beschäftigte sich viel mit dieser aus Wirklichkeit und Dichtung gemischten Gestalt in dem langen, stillen Jahr, das nun folgte, als sie die Schule verlassen hatte und in Grafeneck blieb, während ihre Freundinnen im Pensionat weilten. Es war eine stille Zeit im Bürgermeisterhause, und obwohl Lisbeth die häusliche Tätigkeit liebte, mit der ihre Tage ausgefüllt wurden, so waren Gemüt und Gedanken doch unbeschäftigt genug, um Erinnerungen und Wünsche zu pflegen. Sie sah Eberlin fast nie; denn er arbeitete erst für sein Examen und bezog dann die Universität; aber wenn sie ihn in den Ferien einmal antraf, so wurde ihr heiß vor Freude, und sie sah an seinem geröteten Gesicht, daß auch ihm die Begegnung nicht gleichgültig war.

Lisbeth stand im achtzehnten Jahr, als sie zum erstenmal am Basteifest mittanzen durfte. Diese Feier war ein uralter Brauch, den die Stadt zur Erinnerung an den Sturz der Grafen von Grafeneck eingesetzt hatte. Seit Jahrhunderten versammelten sich die Grafenecker an einem schönen Sommerabend auf der Bastei und vergnügten sich schmausend und tanzend da oben bis tief in die Nacht hinein. Hoch und Niedrig war geladen. Jeder hatte selber seine Zeche zu bezahlen; aber die Stadt sorgte für Musik und Beleuchtung.

Durch dunkle Gewölbe schreitend, die im Innern der Bastei in breiten Windungen aufwärts führten, gelangte man auf die runde Terrasse, die mit Zinnen umgeben war, zwischen denen noch alte Kanonen ihre Rohre hindurchstreckten. Die Terrasse bot für viele Hunderte von Menschen Platz. In der Mitte war ein roh gepflastertes Rondell, auf dem am Festabend die Tische und Bänke standen. Ringsherum wand sich ein mit großen, ebenen Steinplatten belegter Gang; das war der Platz für die Tänzer. Das Grafenecker Basteifest war weit im Lande berühmt und es gab im nähern Umkreis kaum einen Einwohner, der nicht wenigstens einmal dort oben unterm Sternenhimmel mitgetanzt und geschmaust und den zauberhaften Blick über Strom und Land in sommernächtlicher Dämmerung in sich aufgenommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)